

Alfred Eckerle

Das Lesebuch vom steinernen Monument der Bildung bis zum gewichtigen Handbuch



Lesebuch, ein schönes Wort. Natürlich auch ein unsinniges. Denn wozu sollte ein Buch da sein, wenn nicht zum Lesen. Gut, inzwischen gibt es auch das Hörbuch, aber davon wusste das alte Lesebuch noch nichts. Das Wort „Lesebuch“ ist schön, weil es einlädt. Es sagt: „Blättere in mir herum, schmökere, schau auch, wenn du magst, die Abbildungen aus den verschiedenen Jahrhunderten an. Nimm mich gelegentlich zur Hand und such dir etwas aus.“ Diese freundliche Einladung schließt das Ungarstige des Deutschunterrichts aus, also das „Durchnehmen“ oder gar „Durchkauen“ mit seinen vorgedachten Fragen und Antworten. Während der Unterricht bis zum Abitur bei vielen keinerlei Nachklang in der Seele hinterlässt oder in Einzelfällen traumatisierend wirkt (erst neulich sagte ein Arzt zu mir, dass er 20 Jahre gebraucht habe, um sich von seinem Deutschunterricht zu erholen), haben die meisten vom Lesebuch eine angenehme, unaufdringliche Prägung erfahren, die vielleicht fast so intensiv war wie die durch die ersten Bilderbücher. Und zwar einfach deshalb, weil es eine so große Auswahl bot und weil es absichtslos war. Nur wenige der Texte wurden ja durch den Lehrer ihres Geheimnisses beraubt und in eine fleischlose Sprache überführt; die allermeisten blieben unberührt und waren frei zugänglich. Der junge Mensch ahnte, dass es so etwas wie einen Literaturkanon gab, einen unermesslichen Schatz von Gedichten und Erzählungen, die zu verschiedenen Zeiten ganz anders aussahen, herrlich Weltfremdes und Verstaubtes auch. Der gerade Vierzehnjährige konnte ein Gedicht von Nikolaus Lenau entdecken. Und da er – orientierungslos, wie er war, und auf absolute Antworten aus – zu der Zeit selber den Weltschmerz in sich trug und ihn austragen musste, wurde unversehens ein Leser geboren: Ein anderer, unverstanden wie du, formuliert in tragischen Versen deine Einsamkeit. Und er stieß auf die Zeilen von August von Platen: „Wer die Schönheit angeschaut mit Augen ist dem Tode schon anheim gegeben.“ Und schon hatte er eine dramatische Formel für die Leidenschaft. Die Welt als Verheißung und Gefahr, das wollte er doch. Er wollte zum Stirnrunzeln des Lehrers ein Gegenprogramm; ein Imprägniermittel gegen die Schule als Vernunftmaschine und Selektionsklapse.

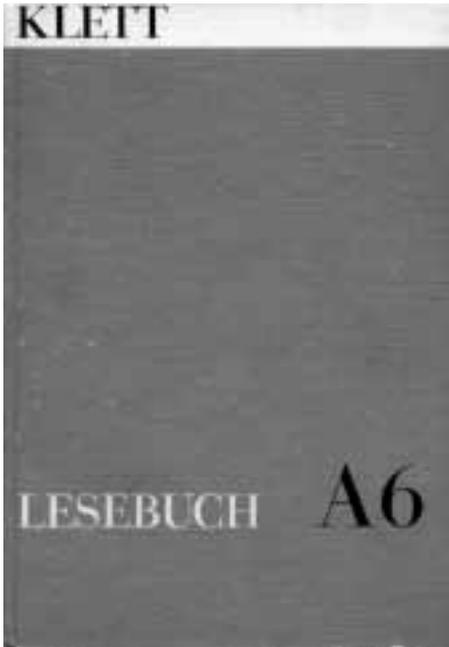
In den Bender-Lesebüchern versammelte sich ein immenser Fundus, so etwas wie ein geistiger Kronschatz der Nation. Rudolf Borchardt sprach vom „Ewigen Vorrat deutscher Poesie“. Dieser sicherte gleichsam das geistige Überleben der Nation. „Die Literaturgeschichte lebte von der Fiktion einer erreichbaren Totalität“ (Peter von Matt). Rührend z.B. der Band 6, der ausschließlich mittelhochdeutscher Lyrik gewidmet war (Wer hat ihn je ganz gelesen?). Hinter dem Anspruch auf eine material erfüllte Bil-

derung verbarg sich im Wirtschaftswunderdeutschland der Wunsch nach einer repräsentativen Elite, nach einer Allianz von „schöngestiger Literatur“ und ökonomischem Erfolgsdenken. Das gemeinsame Band war der unbedingte Leistungswille. Natürlich ist es gut, dass es diese Lesebücher längst nicht mehr gibt. Denn sie hatten Anteil an der kollektiven Verdrängung des Dritten Reiches und des Krieges. Sie waren in einem außergeschichtlichen Raum angesiedelt. Der „Bender“, mit dem mehrerer Generationen nach dem Krieg groß geworden sind, zeigte eine falsche Agrarromantik und häusliche Idylle. Er war auf Stimmung und Gemüt aufgebaut und ordnete sich nach „Lebenskreisen“ wie Natur, Welt der Jugend, Arbeit und Technik, Krieg, Aus Sage und Geschichte usw. Epigonale Autoren wie Werner Bergengrün, Marie von Ebner-Eschenbach und Ina Seidel erfuhren darin eine eigentümliche Verewigung. Typische Lesebuchtitel aus dieser Zeit sind: Lebensgut, Der Fährmann, Der Strom, Die neue Silberfracht.

Mit dem Nachfolger des „Bender-Lesewerks“, dem „deutschen Lesebuch“, kam dann das vielleicht beste Lesebuch auf den Markt. Mit 300 Seiten blieb es umfangreich. Statt der Epigonen erschienen plötzlich Texte von Kafka, Robert Walser, Musil, Böll und Frisch. Es musste nicht mehr nationalen und noch nicht „erzieherischen“ Interessen dienen. Da der Gedanke der Totalität aufgegeben war, entstand Platz für ausführliche Schilderungen, Beschreibungen, philosophische Abhandlungen und Biographien in Selbstzeugnissen. Kein Denkmal mehr, sondern eine Fundgrube, lebensnah, vielfältig und doch anspruchsvoll. Das ideologiefreie Produkt einer Zwischenzeit, einer Zeit zwischen zwei Verkrustungen.



Lebensgut: Typische Gestaltung im Stil der fünfziger Jahre – und implizite Beschwörung „ewiger Werte“ von Harmonie und Humanismus nach der Katastrophe des NS



Lesebuch: Typische Gestaltung nach dem Wertekanon der sechziger Jahre: Lakonismus, Funktionalität, Modernität, geradezu ein Stück konkreter Poesie

Damit war es Anfang der siebziger Jahre schlagartig vorbei, das klassische Lesebuch hatte ausgedient. Auf dem Umschlag von Ulshöfer taucht gleich zweimal das Wort Arbeit auf: „Arbeitsbuch Deutsch“ und „Arbeit mit Texten“. Jetzt war Schluss mit lustig. Ende des Schwadronierens. Die linke Bewegung von 68 drängte in die Literaturtheorie, die Schulbuchverlage, die Schulen. Fortan dienten „Curricula“ der Lernzielbestimmung. Die Texte wurden daraufhin abgeklopft, ob sie dem „Bewusstseinswandel“ dienen konnten. Mit jeder Lektüre sollten „Erkenntnisse“ möglich sein. Entsprechend bevorzugte man didaktische Autoren (wie Bertold Brecht) und didaktische Gattungen wie Fabel, Moritat, Parabel und politische Lyrik. Dazu viel modischer Flugsand, lyrische Eintagsfliegen mit moralisierendem Impetus.

Unter den Textbeispielen erschienen zum ersten Mal Interpretationsfragen. Das war konsequent. Zu einem kleinen Gedicht durfte es dann ruhig eine ganze Seite Fragen sein, oft gestellt im Stil von Lehrerfragen: „Was fällt euch zuerst an dem Gedicht auf?“ Oder: „Wir beschäftigen uns mit Versmaß und Rhythmus, mit Reim und Strophe.“ Und: „Wir diskutieren über Problemgedichte.“ In der Regel hat der Lehrer die Fragen und „Arbeitsaufträge“, die ja alle vor sich liegen hatten, noch vorgelesen und zu seinen eigenen gemacht. Als Außenstehender kann man sich das Ausmaß an gespenstischer Kommunikation, die in den Klassenräumen geherrscht hat, nicht ausmalen. Das Künstliche und Stereotype der Situation führte zu einer geballten Stummheit, die etwas Aggressives nach sich zog. So schwer hatten sich die jungen Lehrer die „Aufklärung“ nicht vorgestellt. Und die Schüler, eingeschüchtert vom kognitiven Anspruch, suchten nach Antworten, die der Lehrer hören wollte. „Arbeit“ wurde zum Fetisch der fortschrittsgläubigen siebziger Jahre. Die fast alleinige Ausrichtung am Verstand als Umschlagplatz

Unter den Textbeispielen erschienen zum ersten Mal Interpretationsfragen. Das war konsequent. Zu einem kleinen Gedicht durfte es dann ruhig eine ganze Seite Fragen sein, oft gestellt im Stil von Lehrerfragen: „Was fällt euch zuerst an dem Gedicht auf?“ Oder: „Wir beschäftigen uns mit Versmaß und Rhythmus, mit Reim und Strophe.“ Und: „Wir diskutieren über Problemgedichte.“ In der Regel hat der Lehrer die Fragen und „Arbeitsaufträge“, die ja alle vor sich liegen hatten, noch vorgelesen und zu seinen eigenen gemacht. Als Außenstehender kann man sich das Ausmaß an gespenstischer Kommunikation, die in den Klassenräumen geherrscht hat, nicht ausmalen. Das Künstliche und Stereotype der Situation führte zu einer geballten Stummheit, die etwas Aggressives nach sich zog. So schwer hatten sich die jungen Lehrer die „Aufklärung“ nicht vorgestellt. Und die Schüler, eingeschüchtert vom kognitiven Anspruch, suchten nach Antworten, die der Lehrer hören wollte. „Arbeit“ wurde zum Fetisch der fortschrittsgläubigen siebziger Jahre. Die fast alleinige Ausrichtung am Verstand als Umschlagplatz

geistiger Güter musste zwangsläufig im Leerlauf enden. Da es Arbeit (nicht Bildung!) als individuellen und gesellschaftlichen Auftrag gab, schien Lesefreude überflüssig.

Andererseits war es mit der „Arbeit“, mit der die neuen „Arbeitsreihen“ gedroht hatten, nicht so weit her. Das merkte man an den Sparten, die aus der „Lebenswirklichkeit“ entnommen waren, sei es nun das Thema Fußball, eine Verkehrsunfallanzeige oder „Wir erleben Funk und Fernsehen“. Zu seicht und gleichzeitig zu angestrengt wirkte das alles. Fotos von einem Tagesschausprecher oder dem dichten Lockenschopf Franz Beckenbauers 15 Jahre lang im Lesebuch: schal. Die „Alltagskultur“, Popanz der Didaktik jener Zeit, zeigte sich in den Mühlen des Unterrichts als ein Haufen Sägespäne. Eigentliches Lernen auf dem nur scheinbar herrschaftsfreien Verbalspielplatz versandete, weil der aufdringliche intentionale Gestus zu Verdruss führte und weil wirkliche Inhalte fehlten.

Ende der achtziger Jahre (mit dem Aufkommen der Spaßgesellschaft?) wurden die Lesebücher im Gymnasium zum ersten Mal attraktiv gestaltet. Man huldigte der Dominanz des Bildes in der veränderten Wahrnehmung. Kaum eine Seite mehr ohne farbigen Comic, Logo, Zeichnung, Foto. Das Design ermöglichte den Blickfang: Um den Text wurde geworben. Die bloße Erzählung erschien als Zumutung, sie musste verpackt werden. Das entsprach dem Wandel der Erziehungsprinzipien in den Familien. Auch dort begannen die Eltern, um die Kinder zu werben. Permanente Aufmerksamkeit, geduldiges Austragen der Konflikte, Partnerschaftlichkeit, aber auch Konsumverwöhnung und Abfedern von Anstrengung – das waren die neuen Verhaltensmuster. Das

Blickfeld Deutsch: Typische Gestaltung nach dem „Lifestyle“-Prinzip der achtziger und neunziger Jahre - „Design“ als Ornament und Botschaft inmitten postmoderner Beliebigkeit



Literarische blieb zurückgeschraubt und wurde durch das Ornament ins Kleingedruckte verwiesen. Die Kapitel hießen jetzt: „Wir machen selbst ein Gedicht“ oder „Wir stellen unsere Schule vor“. Wenn das Ich so ins Zentrum gestellt wird, bleibt allerdings zu fragen, wie es sich wahrnehmen soll ohne ernsthafte Auseinandersetzung mit der geistigen Tradition.

Die neueste Entwicklung bedeutet das endgültige Aus für das Lesebuch, und zwar auf ganz unerwartete Weise. Zu erwarten wäre gewesen, dass sich der literarische Anspruch noch mehr ausdünnert durch Anbiederung an moderne Medien, gefällige Wahrnehmungsformen, wohlfeile Themen der Kulturwissenschaften. Dann hätte es sich völlig aufgelöst wie Gelatine in warmem Wasser. Übrig geblieben wären zwei Buchdeckel als Mappe für Fotokopien.

Verschiedene Verlage legten in den letzten Jahren richtige Handbücher vor, Literaturgeschichte, Lexikon, Textsammlung und Übungsbuch in einem. Das ambitionierteste ist sicherlich „Blickfeld Deutsch“. Der großformatige Band für die Oberstufe umfasst 500 Seiten Lernstoff. Wenn ein Abiturient davon nur ein Viertel wüsste, es wäre großartig. Und doch – das Aroma der Leselust geht von ihm nicht aus. Der Miniauszug aus einem Essay dient als Beleg für eine literarische Strömung; das Gedicht veranschaulicht bestimmte poetische Techniken in einer Epoche. Kein „Primärtext“ steht mehr für sich. Der junge Leser, der sich auf seinen Fantasiereisen vergessen und gewinnen will, muss sich zudem abgeschreckt fühlen von den allzu vielen Strukturmodellen und abstrakten Schaubildern. Das „Wissen“ allein ist etwas Äußerliches. Es deckt sogar die unmittelbare ästhetische und intellektuelle Erfahrbarkeit der literarischen Texte zu. Die Dominanz formaler Raster lässt die Literatur wie eine empirische Wissenschaft erscheinen. Es gibt keinen Unterschied mehr zwischen einem Deutsch- und einem Physikbuch.